

Magazin

## MULTIKULTURELLE SCHWEIZ

### «Dann ist er ja kein Neger»

Andrew Katumba, Kandidat der SP in Zürich, könnte der erste dunkelhäutige Nationalrat werden. Die Schweiz gibt sich ja schon lange und gern als multikulturell - der Alltag zeigt aber, dass der Vielvölkerstaat Schweiz in vielen Köpfen noch nicht existiert.

Von Jean-François Tanda\*

Die Migros ist voller Kunden beim Feierabend-Shopping. In der Hektik fahre ich mit dem Einkaufswagen einem grauhaarigen Mann von hinten in die Fersen. Der alte Mann dreht sich um und schreit: «Pass auf, du. Geh doch dorthin zurück, wo du hergekommen bist!» Was er damit wohl meint? Heim ins Berner Oberland, wo meine Mutter her ist? Oder heim nach Angola, dem Heimatland meines Vaters?

«Afro-Schweizer stehen oft zwischen den Kulturen», sagt der 31-jährige Urs Baur. «Sie werden häufig nur auf ihre Hautfarbe reduziert, egal ob sie ihre afrikanischen Wurzeln mitbekommen haben oder nur die schweizerische Kultur vorgelebt erhielten.» Baur ist ein Afro-Schweizer zweiter Generation. Seine Mutter wurde 1935 in Strasbourg geboren und wuchs in Arlesheim auf. Sie ist eine Métisse - hat also einen dunkel- und einen hellhäutigen Elternteil - und kam zur Welt, als in Basel die letzte so genannte Völkerschau stattfand: populäre Events, bei welchen europäische Ureinwohner Ureinwohner aus Afrika begaffen durften, die dafür in Käfigen ausgestellt waren - im Zoologischen Garten. Das zu wissen, prägt.

Die Völkerschauen sind Geschichte, geblieben sind aber die neugierigen und voyeuristischen Blicke. Und entsprechende Fragen. Zum Beispiel: «Welche Farbe haben Ihre Brustwarzen?» Die Frage einer Frau an Katja Wyss war ernst gemeint.

Die Kosmetikerin und Afrohair-Stylistin Katja Wyss kam vor 37 Jahren im Basler Frauenspital zur Welt. Ihre Mutter ist Schweizerin, ihr Vater kommt aus Mali. «Ich häiss Wyss, obwohl ich schwarz bi», stellt sich Katja Wyss am Telefon vor. Von ihren schwarzen, gekrausten Haare möchten viele Menschen auf der Strasse wissen, ob sie echt sind. Sie sind.

«Wildfremde Leute fragen mich die unglaublichsten und dümmsten Sachen», sagt Katja Wyss. Etwa, ob sie diesen oder jenen Popstar kenne; schliesslich habe sie die gleiche Frisur. Oder ganz einfach die Frage: Woher kommst du?

Diese Frage entspringt nicht immer ehrlichem Interesse, sondern oft nur purer Neugier. «Irgendwann begann es mich zu nerven, dauernd diese Frage zu hören», sagt Carl-Alex Ridoré. Er antworte einfach: aus der Schweiz. Oder: aus Fribourg. Ende der sechziger Jahre kamen seine Eltern unabhängig voneinander aus Haiti fürs Studium nach Fribourg. In der Schweiz haben sie sich kennen gelernt und geheiratet. Seither leben sie in der Schweiz. Ihr Sohn ging als Fünfjähriger in die Pfadi, hat Klavier gespielt, in einem Chor gesungen und war im Basketballklub. «Ich betrachtete mich gleich wie alle anderen in meinem Umfeld: als Schweizer», sagt er.

Erst als er als 16-jähriger Basketballspieler angefragt wurde, ob er für die Schweizer Nationalmannschaft spielen wolle, habe er richtig realisiert, dass er keinen Schweizer Pass besass. Ridorés Einbürgerung im freiburgischen Villars-sur-Glâne, seinem Wohnort, war reine Formsache. Heute arbeitet Ridoré als Jurist im Bundesamt für Justiz. Dennoch bleibt er ein Fremder im eigenen Land. Immer wieder wird man ihn dazu auffordern zu beweisen, dass er tatsächlich und auch wirklich Schweizer ist. Etwa gegenüber der Polizei.

## SCHWEIZER UNTER VERDACHT

Gerne verlangen Polizisten freundlich, aber bestimmt bei ihren Routinekontrollen nach dem untrüglichen Beweis der Staatsangehörigkeit, dem Pass oder der ID. Zum Beispiel nachts, wenn man in einer Telefonkabine telefoniert. «Wir müssen wissen, wer Sie sind und was Sie hier machen», sagten die zwei Polizisten der Patrouille zu Katja Wyss, nachdem sie ihr mit der Taschenlampe ins Gesicht gestrahlt hatten. Als sie hörten, dass Katja Wyss Schweizerdeutsch spricht, durfte sie ihr Gespräch beenden, bevor sie sich ausweisen musste. Die Polizisten warteten draussen. Nach der Kontrolle stellte Katja Wyss sie zur Rede. Doch die Antworten waren beschämend: Dass man gerade sie überprüft habe, sei ein Zufall. Sie führten Stichproben durch, das sei halt ihr Job. «Es war peinlich», sagt Katja Wyss, «denn wären sie ehrlich gewesen, hätten sie zugeben müssen: Eine schwarze Frau in einer Telefonkabine, nachts um ein Uhr, ist einfach verdächtig.»

Auch andere Uniformierte schöpfen Verdacht bei Dunkelhäutigen. Grenzbeamte etwa wollen wissen, seit wann man Schweizer ist: Schon immer, warum? Keine Antwort. Tram- und Buskontrolleure vermuten sogar, dass es sich um gefälschte Papiere handeln muss, wenn sich ein Dunkelhäutiger als Schweizer ausweist. Und wollen ihn zum Polizeiposten zerren, um dort testen zu lassen, ob die Identitätskarte echt ist. «Die nehmen immer wieder an, dass man den Schweizer Pass durch Heirat oder irgendwelche Schummeleien ergaunert hat», sagt Katja Wyss.

Dabei gibt es viele Schweizer, die dunkelhäutig sind, sagt der Nationalratskandidat der SP und Product Manager Andrew Katumba aus Zürich; die Schweiz sei schon lange ein multikulturelles Land. Rund die Hälfte der Ausländer in der Schweiz, schätzt er, leben seit über zehn Jahren hier und könnten den Schweizer Pass beantragen. Katumba selber wurde 1971 in Singen (D) geboren. Sein Vater kommt aus Uganda, seine Mutter aus der Ukraine. Als Andrew zweijährig war, flüchtete er mit seiner Familie vor Idi Amin aus Uganda nach Zürich. Dort wuchs Andrew Katumba auf, war zehn Jahre bei den Pfadi und wurde zum begeisterten Bergsteiger. Sollte er am 19. Oktober gewählt werden, wäre er der erste dunkelhäutige Nationalrat der Schweiz. Ganz entgegen der noch immer weit verbreiteten Vorstellung: Dunkle Haut und Schweizer - das kann nicht sein.

Damit ist die 26-jährige Maria (Name geändert) fast täglich konfrontiert. Als Neunjährige kam Maria mit ihrer kenianischen Mutter und ihrem Schweizer Vater in die Schweiz. Heute arbeitet Maria in einem Gastronomiebetrieb in Basel. Die Gäste bestellen lieber bei Marias Kollegin, auf Schweizerdeutsch. «Zuerst kommt die helle Haut», sagt Maria. Die helle Haut kommt aber aus Deutschland und versteht kein Schweizerdeutsch. Maria hingegen schon - schliesslich ist es ihre Muttersprache. Doch die Gäste sehen das nicht und ordern in kurzen, bestimmten Worten: «Du mir sagen, Kaffee, wo?» Eine andere beliebte Frage, auch an Maria: «Du sagen, wo du her sein.» Sie sei Schweizerin antwortet dann Maria in perfektem Baslerdeutsch. «Ich lebe schon lange hier und fühle mich als Schweizerin», sagt Maria. Hier sei ihre Heimat.

Das war nicht immer so. Als Teenager hatte sie oft Heimweh nach Kenia. Aber dort, sagt Maria, gibt es ähnliche Probleme wie hier: «Ich war als Baby sehr hell», erzählt sie. So hell, dass ihre Mutter sie vor den missbilligenden Blicken anderer schützen musste. «In Afrika gibt es ja auch Rassisten», sagt Maria. Genauso wie hier. Trotzdem denke sie nicht mehr daran wegzuziehen. Sie habe einen tollen Freundeskreis hier - vorwiegend waschechte Schweizer - und sie schätze das sichere Leben. Sie fühle sich in der Schweiz wohl.

Katja Wyss hingegen denkt noch immer ans Auswandern. Und sie ist sich sicher: «Ich will nicht hier sterben.» Lieber möchte sie in einer Weltmetropole leben, beispielsweise in London. Dort verbrachte sie als 18-Jährige zwölf Monate, um sich als Hairstylisten für Afrohaare ausbilden zu lassen. «In London fühlte ich mich zum ersten Mal richtig wohl in meiner Haut», erzählt sie. In der multikulturellen Weltstadt hätten sie die Leute einfach als Frau wahrgenommen und nicht als dunkelhäutigen Fremdkörper. Und noch etwas hat sie dort zum ersten Mal erlebt: In London fällt sie als Métisse überhaupt nicht auf.

## SCHWEIZERISCHES DENKEN

Das erlebt auch Carl-Alex Ridoré, wenn er durch Haitis Hauptstadt Port-au-Prince spaziert. Für ihn ein merkwürdiges Gefühl. «Eigentlich vermisse ich fast all die Blicke der Menschen, die mir in der Schweiz dauernd nachstarren.» Dafür macht seine Freundin lehrreiche Erfahrungen in Haiti. Plötzlich ist sie es, die mit ihrer hellen Hautfarbe zum Objekt der Neugierde wird. Ridoré beobachtete schon mehrmals, wie die Haitianer seiner exotisch-hellhäutigen Freundin von allen Seiten her nachstarrten. «Sie hat gespürt, was ich in der Schweiz erlebe», sagt Ridoré.

Trotzdem lebt Carl-Alex Ridoré noch immer in der Schweiz. Möglichkeiten, ins Ausland zu gehen und dort zu leben, hätte er genügend gehabt: Nach dem Gymnasium, während und nach dem Studium, im Beruf. Doch er hat sich immer wieder für die Schweiz entschieden. «Ich weiss nicht wieso», sagt Ridoré, «vielleicht, weil ich zuerst noch meine Wurzeln in der Schweiz festigen möchte.» Ein Wunsch, der vielleicht aus einem Erlebnis wuchs, das Ridoré in Haiti hatte: Als er dort auf einer Bergstrasse aus dem Auto gestiegen sei, habe er plötzlich eine intensive Beziehung zum Boden gespürt. «Ich spürte einen Fluss durch meinen Körper, der mir zu verstehen gab: Hier sind deine Wurzeln», erzählt Ridoré. «Aber ich wurde nicht in Haiti geboren und bin nicht dort aufgewachsen. Ich habe eine schweizerische Denkstruktur. Ich kann nicht wirklich sagen, ich bin Haitianer.» Er bezeichnet sich deshalb als kulturellen Métisse. Davon gibt es in der Schweiz eine ganze Menge: «20 Prozent der Bevölkerung in der Schweiz», sagt Nationalratskandidat Katumba, «das ist ein riesiges Potenzial.» Gesellschaft und Politik müssten sich dieser Chance endlich bewusst werden, findet er. «Wenn ich mir heute die bunt durchmischten Schulklassen ansehe, stimmt es mich zuversichtlich für die Schweiz», sagt Katumba.

Aber noch ist die Schweiz nicht ganz so weit. «Schweizer und Jurist?», sagte die etwa 60-jährige Zürcher Vermieterin am Telefon «sehr gut, dann ist er ja kein Neger.» Wir schreiben das Jahr 2003. Subjekt des Gespräches war der Autor dieses Artikels: Ein in der Schweiz geborener und ausgebildeter Schweizer, der Baseldeutsch spricht. Nur seine Hautfarbe ist etwas unschweizerisch: Seine Mutter kommt aus dem Bernbiet, sein Vater aus Angola, der Autor ist ein so genannter Afro-Schweizer. Die Wohnung in Zürich hat er nicht bekommen.

\*JEAN-FRANÇOIS TANDA (\*1974) ist Jurist und arbeitet als freier Journalist im Zürcher Pressebüro «alpha Journalisten».